

Rezensionen und Referate.

I. Erkenntnistheorie.

Erkenntnistheorie. Von S. Weinberg. Eine Untersuchung ihrer Aufgabe und ihrer Problematik. Berlin 1930, Carl Heymann. VIII u. 134 Seiten.

So zahlreich auch die den sogenannten Positivismus mehr oder weniger ausdrücklich vertretenden Arbeiten sind, so fehlte es doch bisher an einer leicht verständlichen, dabei aber nicht verflachenden Einführung in seine Probleme. Diesen fühlbaren Mangel füllt die Schrift S. Weinbergs auf das glücklichste aus und ist deshalb auch demjenigen zur Lektüre warm zu empfehlen, der die positivistische Grundüberzeugung des Verfassers keineswegs teilt.

Das Werk gliedert sich in neun größere Abschnitte. Im ersten wird gezeigt, wie man von der Philosophie zur (positivistisch orientierten) Erkenntnistheorie gelangt und wie der analoge Weg von der sogenannten Einzelwissenschaft her verläuft. Der zweite und dritte Teil ist dem Problem der Erkenntnistheorie und ihren Zielen gewidmet. Der vierte und fünfte Teil behandelt die Entscheidbarkeit erkenntnistheoretischer Kontroversen und das sogenannte Problem der Grundlegung. Der sechste Teil beschäftigt sich genauer mit der Methode der Erkenntnistheorie und behandelt lichtvoll unter anderem die berühmt-berüchtigte transzendente Methode Kants. Der siebente Teil dient einer kurzen erkenntnistheoretischen Klärung letzter Probleme. Der auch in historischer Hinsicht interessante achte Teil bringt eine prinzipielle Auseinandersetzung mit der theoretischen Philosophie Kants. Hier sucht der Verfasser zu zeigen, daß der angeblich apriorische Rahmen, den Kant glaube für alle einzelwissenschaftliche Forschung ein für alle Mal gefunden zu haben, von den fortschreitenden Einzelwissenschaften gesprengt ist, und daß es darüber hinaus einen derartigen Rahmen gar nicht gibt. Die von Kant vorgenommene Apriorisierung der wissenschaftlichen Prinzipien sei vielmehr restlos aufzugeben. Der neunte und letzte Teil schließlich behandelt in gedrängter Kürze die Leistung der Erkenntnistheorie.

Zusammenfassend läßt sich von dem Weinberg'schen Werke sagen, daß es seinem Zwecke, eine leicht verständliche Einführung in die positivistisch orientierte Erkenntnistheorie zu geben, vortrefflich dient, was wohl auch der Gegner des Positivismus durchaus zugeben kann.

Berlin, (Technische Hochschule).

Walter Dubislav.

II. Naturphilosophie.

Biologische Kausalität. Von Fritz Christmann. Nr. 16 der Heidelberger Abhandlungen zur Phil. u. ihrer Gesch. Tübingen 1928, J. C. B. Mohr. 111 S. gr. 8. *№* 5.— (Subsk. *№* 4.50.)

Nachdem in letzter Zeit die Versuche einer Erklärung des Lebens durch Mechanismus und Vitalismus viel umstritten worden, bemüht man sich gegenwärtig, des Gegensatzes durch eine Synthese beider Positionen in einer übergeordneten Auffassung Herr zu werden. (S. z. B. Dürken, Lehrbuch der Experimentalzoologie S. 679 ff.) Auch die vorliegende Schrift versucht das, sie führt den Untertitel: Eine Untersuchung zur Ueberwindung des Gegensatzes: Mechanismus — Vitalismus.

Vom Boden des Neukantianismus Rickerts aus ist dieser Versuch einer Ueberwindung unternommen. Dementsprechend bringt die Einleitung eine Uebersicht über die Rickertsche Transzendentalphilosophie. Das von Kant aufgestellte System der Kategorien umgreift nur einen bestimmten Wirklichkeitsausschnitt, es ist zu eng für eine umfassende Wirklichkeitsauffassung. Die Möglichkeit synthetischer Urteile aposteriori, die bei Kant gar nicht in Frage steht, ergibt sich aus der Kategorie der gesetzmäßigen Inhärenz, die die gesetzmäßige Verknüpfung von Ding und Eigenschaft begründet. Zu der allgemeinen Kausalitätskategorie, die jedem Kausalurteil zugrunde liegt, muß erst eine besondere Verknüpfungsform, die Kategorie der Gesetzmäßigkeit hinzutreten. Diese Gesetzmäßigkeitskausalität besagt, daß bestimmte Ursachen mit bestimmten Wirkungen verknüpft sind. Die konstitutiven Kategorien gelten in jeder denkbaren Wirklichkeit (=konstitutive Wirklichkeitsformen); die Gesetzmäßigkeitsformen sind methodologische Erkenntnisformen für die von den Wirklichkeitskategorien schon geformte Wirklichkeit (=objektive Wirklichkeit). Sie sind nur für bestimmte Ausschnitte des Wirklichkeitsgebietes, sie konstituieren die Natur. Innerhalb der Naturkausalität werden wieder verschiedene Kausalitätsformen angenommen, eine mechanische, eine physikalische und eine chemische. Daran schließt sich dann, wie später ausgeführt wird, nebengeordnet die biologische Kausalität. Aus dem Wesen der biologischen Begriffsbildung heraus soll der Begriff der biologischen Gesetzmäßigkeit zum logischen Bewußtsein gebracht werden.

Voraus geht eine kritische Betrachtung der bisherigen Lösungsversuche des Vitalismus und Mechanismus. Der Neovitalismus von Driesch ist das Beispiel, an dem die prinzipiellen Einwände gegen den Vitalismus überhaupt geltend gemacht werden. Die Gründe, die gegen den Vitalismus von Driesch angeführt werden, sind schon deshalb beachtenswert, weil heute vielfach in diesem Sinne gegen Driesch angekämpft wird. Aus den Tatsachen der Entwicklungsregulationen schließt Driesch auf die prinzipielle Unmöglichkeit, eine stofflich räumliche Mannigfaltigkeit im Ei als Ursache des Entwicklungsprozesses anzunehmen; demgegenüber schließt er auf

eine räumlich intensive Mannigfaltigkeit, der er den Namen Entelechie gibt. Die Einwände Christmanns dagegen lassen sich kurz dahin zusammenfassen: Der Vitalismus bleibt prinzipiell im Mechanismus stecken. Neben allen Einzeltvorgängen (Einzelheitskausalität) sucht Driesch noch eine besondere die Ganzheit bewirkende Ursache. Auch das ist eine Einzelheitsursache. Statt eine besondere Kausalitätsform zur Erklärung anzunehmen, wird ein ontischer Begriff, die Entelechie eingeführt. „Es wird hier versucht, ein rein logisches Problem ontisch zu lösen“. „Driesch sieht in dem Gesetz eine wirkende Ursache. Deshalb bezeichnet er die ursprünglich als Ursache eingeführte Entelechie zugleich auch als Eigengesetzlichkeit des Lebens. Hätte Driesch seinen Entelechiebegriff streng und bloß in diesem Sinne gefaßt, dann wäre seine Lehre logisch einwandfrei, dann wäre Entelechie ein rein logischer, aber kein ontischer Begriff. Es wäre ein kurzer Ausdruck für biologische Gesetzmäßigkeit, ohne allerdings über die Form derselben etwas auszusagen. Aber davon ist Driesch weit entfernt. Entelechie ist ihm zugleich auch Ursache“ (S. 11). Driesch wird der Vorwurf eines „argen Begriffsrealismus“ gemacht; gesagt, „daß er den Begriff als Wirklichkeit hypostasiert“ (S. 13).

Zu dieser Kritik an Driesch ist folgendes zu sagen: Rein innerhalb des neukantianischen Idealismus ist die Entelechie von Driesch eine Grenzüberschreitung. Aber Driesch sucht im Sinne eines Realismus für eindeutig festgestellte Erkenntnisse das fundamentum in re, seine Entelechie ist ihm eine Naturwirklichkeit. Es ist nicht verständlich, wie die Eigenart des biologischen Gegenstandes nur in der biologischen Kausalitätsform als bloßer methodologischer Erkenntnisform bestehen kann, wenn „die Art der Begriffsbildung durch den in der empirischen Wirklichkeit gegebenen Stoff bestimmt ist, der in die Begriffe eingehen soll“ (S. 18).

Während dem Mechanismus von Christmann eine gewisse Berechtigung zugeschrieben wird, insofern er Forschungsprinzip ist, im Gegensatz zum Vitalismus, der eher hemmend als fördernd auf die biologische Wissenschaft wirkt, so wird doch auch der Mechanismus als Theorie des Lebens abgewiesen, da auch er „auf einem unerlaubten Begriffsrealismus“ beruht (S. 19). Die biologische Wirklichkeit kann auf Grund ihrer logischen Struktur nicht vom Mechanismus erfaßt werden. Organische Natur ist bereits ein in bestimmter Richtung umgeformter Wirklichkeitsausschnitt. Gerade das Spezifische der organischen Natur, das Leben, der Organismus stirbt unter den Händen des Mechanismus. Das Problem Mechanismus – Vitalismus wird überhaupt als philosophisch falsch gestelltes Problem abgetan. Die Teleologie wird als Grundbegriff der organischen Natur anerkannt. Als konstitutiver Begriff wird sie abgelehnt. Kant hat sie als bloß regulatives heuristisches Prinzip aufgestellt. Auch diese Auffassung wird in eingehender Erörterung der diesbezüglichen Kantischen Lehre abgelehnt und die Teleologie schließlich im Sinne von der von H. Rickert fortgebildeten kantischen Lehre als methodologische Erkenntnisform gefaßt.

Alsdann wird in die Erörterung der verschiedenen Kausalitätsformen eingetreten. Alle diese Formen setzen die eine identische Kategorie der Kausalität voraus. Dazu tritt ein weiterer apriorischer Bestandteil, der in den verschiedenen Naturwissenschaften verschieden ist, nämlich die methodologische Form der Gesetzmäßigkeit und schließlich ein empirischer Faktor, das Besondere der Verknüpfung. Die mechanische Kausalitätsform ist quantitative Kausalform von großer Allgemeinheit, weil sie den Reichtum des Inhalts opfert. Alles qualitativ Besondere bleibt von ihr unberührt. Es wird bereits in der physikalischen Gesetzmäßigkeit berücksichtigt, wo für die mechanische Form der Gleichheit von Ursache und Wirkung die Proportionalität von Ursache und Wirkung gilt. Hier sind Qualitäten wie Wärme, Farbe, Ton in die Kausalform aufgenommen. In der chemischen Kausalitätsform spielt das Qualitative, Besondere eine noch größere Rolle. Daran schließt sich die biologische Kausalitätsform an. Zu den stofflichen Verschiedenheiten in der Chemie treten hier noch die Unterschiede der Form. Systematik, Formenlehre nimmt in der Biologie einen breiten Raum ein, sie geht gerade auf das Besondere, nicht Allgemeine. Der Organismus steht in einem allseitigen Kausalzusammenhang, er ist gleichsam der Kreuzungspunkt von einer Fülle von Kausalketten, welche sozusagen nach allen Richtungen des Raumes verlaufen.

Bei der inhaltlichen Bestimmung der biologischen Gesetzeskausalität wird der ideelle Faktor im Zweckbegriff geleugnet. „Von einer Idee als wirkenden Ursache wissen wir nichts“. „Von einem wirkenden Zweck als einer *causa finalis* weiß die empirische Biologie als forschende Wissenschaft nichts. Sie kennt nur natürliche Ursachen“. Dafür wird der Begriff des wechselseitigen Kausalverhältnisses (Korrelationen) eingesetzt, das biologische Kausalverhältnis schließlich als das eines allseitigen Lebenszusammenhanges begriffen. In einem letzten Abschnitt wird das gewonnene Ergebnis an einem konkreten Beispiel, dem Problem der Anpassung, geprüft. Darwinismus und Lamarckismus werden als einseitige Erklärungsprinzipien aufgewiesen, die dem allseitigen Kausalverhältnis des Lebenszusammenhanges nicht gerecht werden.

Die Schrift enthält ohne Zweifel fruchtbare Gedanken zu einer biologischen Wissenschaftstheorie. Sie bleibt dem idealistischen Prinzip treu. Abzulehnen ist u. a. die Substituierung des Zweckbegriffes durch den Korrelationsbegriff. Der Begriff der biologischen Korrelation ist ein wesentlich anderer als der Zweckbegriff.

Dr. phil. G. Siegmund.

Die Philosophie Benedetto Croces und das Problem der Naturerkenntnis. Eine Naturphilosophie unter besonderer Berücksichtigung der modernen Naturwissenschaft. Von Dr. A. M. Fraenkel. Tübingen 1929, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). XII u. 233 S. gr. 8. M 13,50.

Benedetto Croces Bedeutung für die Entwicklung unserer Philosophie wurde bisher in Deutschland noch nicht in dem Maße gewürdigt, wie es

wohl hätte geschehen müssen; denn Croce ist nicht nur der universal gerichtete Führer im italienischen Geistesleben der Gegenwart, sondern seine Philosophie hat auch als das italienische Echo der Hegelschen Philosophie und ihrer Renaissance in Deutschland für die Klärung deutschen Philosophierens große Werte, deren Erkenntnis uns durch das vorliegende, gründliche Werk Fraenkels erschlossen wurde. Der Verfasser hat sich mit bewundernswertem Fleiß hindurchgearbeitet durch das Riesenwerk Croces, das als „das einzige im großen Stil entstandene philosophische System des modernen Europa“ angesehen werden kann. Auf Grund dieser geleisteten Arbeit ist Fraenkel in der Lage, in sachlicher Klarheit und zielbewußter Polemik „das Lebendige und Tote in Croces Philosophie“ — um ein Wort Croces über Hegels Philosophie zu variieren — herauszustellen und für unser philosophisches Denken auszuwerten. Der berechtigten Anerkennung der Theorie der geistigen Tätigkeiten und der Interpretation der Naturwissenschaft als Gnoseopraxis steht die in gleicher Weise berechnete Kritik und Ablehnung der eigenartigen Verquickung der Naturphilosophie mit der Erkenntnistheorie und der Kulturphilosophie gegenüber, da die naturphilosophischen Entwicklungen Croces — das hat Fraenkel klar nachgewiesen — im Widerspruch stehen zu seiner Erkenntnistheorie. Die Naturwissenschaft ist nicht nur als praktisch ordnender Akt von Bedeutung, vielmehr ist der Verfasser m. E. durchaus im Recht, wenn er in ihr die indirekte Gegenwart einer wahrhaften Naturphilosophie sieht. Diese Ansicht ist aber nicht nur gültig für die Naturphilosophie — hier stimmen wir nicht mit dem Verfasser überein —, die Bezug nimmt auf Schelling und Hegel, sondern auch für die Naturphilosophie, die sich gründet auf dem kritischen Realismus neuscholastischer Ausprägung. — Wir sehen in dem Werke Fraenkels, trotz einiger philosophiegeschichtlicher Meinungsverschiedenheiten, eine höchst wertvolle Leistung, die für die weitere kritische Diskussion über die Philosophie Croces von grundlegender und für die Entwicklung unserer Gegenwartsphilosophie von klärender Bedeutung ist.

Sechtem b. Bonn.

H. Fels.

III. Geschichte der Philosophie.

Aristoteles' Gedanke der Philosophie. Von Kurt Schilling-Wollny. München 1929, Ernst Reinhardt. 136 S. *M* 6,50.

Dieses kleine aber inhaltreiche Werk kommt gerade zur rechten Zeit; denn in der Erneuerung des platonischen Aristotelismus erkennt die Gegenwart den Sinn ihrer philosophischen Entwicklung. Wir wissen, daß wir „über Kant hinauswachsen“ müssen; wir wissen auch, um ein Wort Schelers zu gebrauchen, daß wir zu Augustin und Plato zurückkehren müssen; wir wissen auch, daß wir zu Plato zurückgekehrt und auf dem Wege zu Aristoteles begriffen sind. Diese Erkenntnis spricht der Verfasser aus: „Das Verständnis der ganzen Geschichte der Philosophie ist bedingt vom exakten Verständnis der aristotelischen Wissenschaft“. Aber noch mehr

behauptet Schilling-Wollny mit vollem Recht: „. . . nicht nur das Verständnis der Geschichte der Philosophie, sondern das unseres eigenen Philosophierens selber ist in seinen Grundbegriffen vom Verständnis des Aristoteles abhängig“. Mit diesen Erklärungen stellt sich der Verfasser in die Reihe derer, die den Geist unserer Gegenwartsphilosophie erkannt haben und darum die Forderung stellen, wie es vordem schon Trendelenburg und Brentano — und nicht, wie der Verfasser angibt, Heidegger — erstmalig bewußt getan haben, die Forderung einer Erneuerung des platonischen Aristotelismus. Da der Verfasser anscheinend diese historische Tatsache übersehen hat, sei an Trendelenburgs Wort erinnert: „Das Prinzip (sc. der Philosophie) ist gefunden; es liegt in der organischen Weltanschauung, welche sich in Plato und Aristoteles gründet, sich von ihnen her fortsetzte und sich in tieferer Untersuchung der Grundbegriffe sowie der einzelnen Seiten und in Wechselwirkung mit den realen Wissenschaften ausbilden und nach und nach vollenden muß“. (Log. Untersuchungen, 1862 S. VIII f.) Ich glaubte, diese Feststellung der historischen Wahrheit zu Liebe nicht verschweigen zu dürfen: denn im Uebrigen stimme ich mit allen Gedanken des klaren und mutigen Buches überein. Der Verfasser hat sich bemüht, aus einer Gesamtdarstellung der aristotelischen Philosophie ihre Grundgedanken herauszuschälen und mit einer reichen Fülle von Zitaten aus den Werken des Aristoteles eine Interpretation des aristotelischen Gedankengutes zu geben, wie sie bisher mit dieser Gründlichkeit wohl noch nicht gegeben wurde. Der erste Teil stellt die Grundbegriffe der aristotelischen Philosophie klar heraus, und der zweite Teil ist ein gut gelungener Versuch, die aristotelische Erkenntnislehre und Metaphysik in ihrer Stellung innerhalb der Geschichte der Philosophie und ihrer Bedeutung für die aristotelische Philosophie und für die Philosophie überhaupt zu charakterisieren. Es ist darum die vorliegende Arbeit als eine gründliche und durchaus zuverlässige Einführung in die Philosophie des Aristoteles zu werten; ihr eifriges Studium, das allerdings Fachkenntnisse voraussetzt, wird fraglos jedem, der an der Klärung unserer Philosophie mitzuarbeiten berufen ist, vortreffliche Hilfe leisten.

S e c h t e m b. B o n n.

H. Fels.

Vom Geist des ausgehenden Mittelalters. Von R. Stadelmann. Studien zur Geschichte der Weltanschauung von N. Cusanus bis Sebastian Franck. Halle 1929. M. Niemeyer. VIII. 294 S. Brosch. *№* 14,—. Geb. *№* 16,—.

Eine noch wenig bekannte Zeit erschließt das vorliegende, auf eingehender Quellenanalyse beruhende Buch, das nach dem Vorbild der rühmlich bekannten *Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert* von Wilh. Dilthey erarbeitet ist und so in Parallele zu dieser großen Zeichnung des „neuzeitlichen“ Welt- und Menschbildes gestellt werden darf. Nach einer Zeichnung des Sentiments des 15. Jahrhunderts läßt der Verfasser den von ihm behandelten Zeitraum sichtbar werden:

„Skepsis“ ist der erste Zeitcharakter einer Periode, die Huizingas feine Darstellung als „Herbst des Mittelalters“ sehen lehrte. Der Spät nominalismus und des Nicolaus Cusanus *docta ignorantia* stehen in ihrem Mittelpunkt. Schon im Cusaner werden skeptische Linien („Transrationalismus“) aufgewiesen, die sich dann bis zur niederländischen „devotio moderna“, zu Zweifel und Verzweiflung bei Agrippa von Nettesheim und zu Seb. Franck herunterziehen. „Resignation“ atmet die letzte Mystik des Mittelalters mit Thomas von Kempis und Wessel Gansfoort im Mittelpunkt. Und von der *Nachfolge Christi* meint St., daß sie „das Erbauungsbuch der Enttäuschten aller Jahrhunderte“ und ihre „simplicitas“ im Gegensatz zu Eckart „mehr eine simplificatio als eine unschuldige simplicitas“ sei. „Emanzipation“ ist das dritte Stadium: beginnende Aufklärung mit Vernunftapriorismus, religiös-universalem Theismus und Toleranzidee. Der große Gegner dieser Emanzipation erscheint in Luther, der den auch über ihn hinaus, ja in den folgenden Jahrhunderten erst recht aufblühenden „Humanismus“ als „Glorifizierung des Menschen“ erkennt und leidenschaftlich bekämpft, weil Ockam, Lefèvre und Erasmus, aber mit ihnen die führenden Zeitgenossen „Gott, Sünde und Gnade vergessen und verloren haben über dem Selbstgefühl der autonomen Vernunft.“ Ein allgemeiner „Pessimismus“ schließt eine Zeitrichtung ab, die von Cusa bis Franck als Krise des Verfalls geahnt und in Francks Geschichtsphilosophie auch systematisch so verstanden wurde: „Ein Fastnachtspiel der Geschichte“ in Francks Kritik eines Zeitgeistes, der die Zwiefältigkeit aller Erscheinungen tief erlebte und die Einheit des Widersprechenden und der Gegensätzlichkeiten nicht nur in dem tiefgläubigen Kardinal Nikolaus in einem „Absoluten“ finden wollte, „das sich nicht aussagen läßt, das aber zwei Seiten hat, die wir als Widersprüche sehen müssen und von denen die eine die andere schlechterdings weder verdrängen noch ersetzen kann.“ Diese „Polarität“ ist Verfallsprodukt. — Es ist ein reiches, von viel Leben und viel Dekadenz zeugendes Buch, das St. uns geschenkt hat. Das Zeitkolorit im Ganzen hat er ohne Frage getroffen, und etwas von jener Herbststimmung erlebt der gefesselte Leser mit, die Huizinga erwähntes Zeitbild zu greifen verstanden hat. Man sieht eine neue Weltanschauung entstehen, die, gemessen an der Einheitsanschauung des Hochmittelalters und ihren wagemutigen und glaubensfrohen Systemen und Summen, in der Tat ein Abstieg ist: „ein eindringliches Vesperläuten durch die traurig-schöne, abendliche Zeit.“ Dieser ästhetische Zug waltet über dem Ganzen und macht die Lektüre zu einer tief mitempfindenden. Aber — und das ist die philosophische Haltung des Autors — es soll mehr als Stimmung geboten werden: wirkliche Sacherkenntnis historischer Wirklichkeit. Für St. bleibt es bei der mit dem 16. Jahrhundert erst beginnenden „Neuzeit“. Die ihr vorangehenden Jahrhunderte sind nicht Vorbereitung eines Neuen, sondern Ende einer alten Zeit: des „Mittelalters“. Dieses ist also der Zeitmesser für die hier vorliegende Zeitschau. Nicht nur politisch ist der Verfall, wie

Haller schon wußte, sondern seelisch und weltanschaulich. Doch so notwendig solche philosophische Zeitbemessung zur Herausstellung des Zeitcharakters heute wieder ist, da man „Ansätze“ zur „modernen“ Weltanschauung allenthalben schon an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert sucht, so einseitig bleibt ein einliniger Zeitaspekt, der nicht auch vorwärts schaut: zum Kommenden hin. Dem Philosophiehistoriker mag darum eine Rückerinnerung an Heimsoeths bekannte Analyse der abendländischen Metaphysik als Regulativ bei diesem Buche von Nutzen sein. Trotz St.'s Abgrenzung mutet so vieles Skeptische und Humanistische „modern“ an. Aber das bleibt für die ideen- und geistesgeschichtliche Forschung wertvoll: diese „Moderne“ erhebt sich auf anderem Hinter- und Untergrund als jene Skepsis und Vernunftautonomie. Und darum ist der größte Wert dieses Zeitbildes dieser: es behütet vor vorschneller und verallgemeinernder Zeichnung von „Geistesrichtungen“, die diese Untergründe nicht mehr sieht und darum eine Fälschung der historischen Zusammenhänge ist. Vielleicht ist es jetzt endlich in der wissenschaftlichen Philosophie unmöglich, in Augustin etwa einen „modernen“ Menschen und in des Duns Scotus haecceitas die Vorwegnahme des romantischen Individualitätsgedankens oder auch Kantischer praktischer Vernunft zu sehen. Eine solche Art „geistesgeschichtlicher Zusammenhänge“ bringt die „geisteswissenschaftliche Methode“ nur in Verruf. St.'s Buch sollte eine Warnung für solche Konstruktion im Leben „des“ Geistes sein.

Gießen.

Theodor Steinbüchel.

Kants Religion. Von H. Schmalenbach. Sonderhefte der Deutschen Philosophischen Gesellschaft 1. Berlin 1929. Junker und Dünhaupt. 133 S. Broschiert *M.* 6,—.

Die beiden ersten Teile dieses Buches erschienen bereits in den „Blättern für Deutsche Philosophie“. Der jetzt beigelegte dritte Teil soll das bisherige zum Ganzen zusammenschließen. Der Titel der Zeitschriftenaufsätze enthüllt den Sinn der Studie am ehesten: „Die religiösen Hintergründe der kantischen Philosophie“. „Der“ kantischen Philosophie: darin liegt das Verdienstvolle und unsere Kanterkenntnis wirklich Fördernde der Arbeit. Denn daß Kants Religionsphilosophie, über deren philosophisch-dogmatischen Inhalt wenig Neues mehr zu sagen ist, nicht bloß ein Anhang zu den drei großen Kritiken ist und dazu der bekannte „Rückfall“ des Kritikers in die von ihm selbst „überwundene“ Aufklärung, ersieht man erst, wenn man weiß, wie solche „religiösen Hintergründe“ hinter der ganzen Kantphilosophie stehen. So haben wir hier zum ersten Mal nicht des Philosophen Denken nur über die Religion, sondern seine religiöse Innenwelt selbst. Schmalenbach hat sie vorzüglich und in guter Einfühlung in Kants Persönlichkeit herausgestellt. Aber das bedeutet nun kein Konstruieren des religiösen Kant. Denn immer geschieht diese Strukturanalyse an Hand der Kantischen Texte. Namentlich ist die Aesthetik der

Kritik der Urteilskraft reich an Aufschlüssen über die Art des religiösen Erlebens, wie es sich in Kants Seele spiegelt. Wenn Schmalenbach sich dabei der bekannten Kategorien Rud. Ottos bedient, so ist dies von der Problematik unserer heutigen Religionsphänomenologie und -philosophie her nicht nur verständlich, sondern auch für die Einsicht in die Religion Kants fruchtbringend. Der Wert der Schrift liegt in erster Linie, abgesehen von dem neuen Verständnis einer bislang an Kant zu wenig beachteten Eigenart, darin, daß religiöse Motive neben den heute immer mehr aufgedeckten metaphysischen als am Systembau des Kantischen Gesamtwerkes stark und maßgebend beteiligt erwiesen werden. Das Buch ist für eine Würdigung des historischen Kant wie für eine kritische Stellungnahme zu ihm von den Voraussetzungen seines eigenen Denkens sowohl wie von der Religionssystematik her unentbehrlich. Es ist die Parallele zu Heimsoeths, Hartmanns, Heideggers, Arn. Metzgers, Herrigels u. a. Erschließung der metaphysischen „Hintergründe“ des Kantischen Philosophierens und stellt sich so mitten in die Arbeit an einer Kanterkenntnis, die heute, nach der einseitig erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Deutung Kants, neu zu leisten ist. Es zeigt mit jenen anderen Arbeiten die wechselseitige Befruchtung von Geschichte und Systematik in der Philosophie.

Gießen.

Theodor Steinbüchel.

IV. Vermischtes.

Blätter für deutsche Philosophie. (Zeitschrift der deutschen Philosophischen Gesellschaft). Herausgegeben von Hugo Fischer, Leipzig. Berlin 1929, Junker & Dünnhaupt. 3. Band, 1. Heft, 157 S., 8^o, geh. *M.* 6.50, Jahresabonnement *M.* 14.

Die neue Zeitschrift erfreut sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens der eifrigen Mitarbeit einer großen Zahl von Philosophen aus dem deutschen Sprachgebiet, unter denen Litt, Rickert, Hartmann, Spann, Bauch und Wundt hervorgehoben seien. Der Richtung der Genannten entsprechend ist die Grundhaltung der Zeitschrift, die engsten Zusammenhang mit den Gegenwartsaufgaben der Wissenschaft, Kunst und Dichtung anstrebt und so das Gegenwartsleben maßgebend zu beeinflussen sucht.

Das vorliegende Heft enthält sechs Abhandlungen und eingehende Besprechungen philosophischer Werke. Die erste Abhandlung von L. Haering-Tübingen hat die philosophische Bedeutung der Anthropologie zum Gegenstande. Es wird darin im einzelnen gezeigt, wie die herkömmliche Auffassung vom Menschen von Voraussetzungen selbst weltanschaulicher Art durchsetzt ist und wie die Anthropologie auch ohne sie nicht auskommen kann. Insbesondere weist H. auf drei Typen von Anthropologen hin, die nach ihrer Stellungnahme zu den Abhängigkeitsbeziehungen, sei es der organischen zu den anorganischen, sowie der organisch-physiologischen zu den psychischen oder der psychischen zu den geistigen Faktoren im

Menschen unterschieden werden müssen. Er selbst ist der Ansicht, daß nicht ein rein kausalmechanisches, noch ein rein teleologisches oder ganzheitliches Verhältnis den vollen Aufschluß über den Menschen gibt, sondern daß die Wirklichkeit „ein System mannigfachster und mannigfachst verflochtener Abhängigkeitsbeziehungen darstellt“ (S. 19). An zweiter Stelle nimmt Buytendijk-Groningen das Wort: Zur Untersuchung des Wesensunterschieds von Mensch und Tier. Hinweisend auf die Tatsache, daß die Zahl jener abnimmt, welche glauben, auf physiologischem Wege das Lebensproblem lösen zu können, zieht B. die psychischen Erscheinungen heran und sucht durch den Vergleich von Mensch und Tier Neuland zu gewinnen. Dabei nimmt er Bezug auf einzelne konkrete Beobachtungen aus seinem und seiner Schüler Forschungsgebiete. Die Leistungsmöglichkeiten und ihre Stufen bei den Handlungen der Tiere werden bis ins einzelne geprüft und dargestellt. Die philosophischen Deutungen mancher Erscheinungen werden indes nicht von allen in gleicher Weise zugegeben werden können. Die 3. Abhandlung, Der Mensch als Naturwesen und als Normen realisierender Geist (Burkamp-Rostock) führt aus, wie Normen und Gesetze unser ganzes Sein und seine Tätigkeiten in jeder Form beherrschen und wie wir ständig neuen, umfassenden und höheren Normen entgegensteuern und ihrer Herrschaft unterworfen werden.

Ueber die absolute Distanz und das Problem des Zwischenmenschlichen verbreitet sich G. Lehmann-Berlin. In der aktuellen Diskussion ist ein neuer Wirklichkeitsbegriff aufgetreten, so führt L. aus und schildert sodann, wie die Anthropologie seit dem vorigen Jahrhundert in ihren Vertretern gedacht und die Beziehung des Menschen zur Wirklichkeit aufgefaßt hat. Als metaphysisches Problem von Bedeutung sieht er nicht das Wesen des Menschen oder die Einheit des Geistes an, sondern nur das Verhältnis des Zwischenmenschlichen zur absoluten Distanz (d. i. dem Absoluten). Die 5. Abhandlung von Achelis-Leipzig betrifft den Begriff der Alchimie in der Philosophie des Paracelsus. Sie kommt zu dem Resultate, daß jeder Vorgang in der Natur als Alchimie bezeichnet wird, wenn er vom Menschen herbeigeführt wird und wenn etwas wesentlich Neues dabei entsteht. Eine letzte Arbeit: Zu Lessings Gedächtnis, anlässlich des 200jährigen Geburtstages von Lessing, aus der Feder von R. Unger-München, beschließt die Abhandlungen. Lessings Stellung in der Ideengeschichte wird von zwei Faktoren bedingt, und zwar 1) dem strengen Rationalismus Wolffscher Prägung, den L. jedoch in gewisser Weise überwand, und 2) von der Welt des ‚Sturm und Drang‘, die im schöpferischen Gefühl- und Phantasiewirken eine tiefere Rationalität in Lessing zu Tage förderte und die vielgestaltige Welt wieder zu einer Einheit zusammenschloß.

Die Buchbesprechungen (S. 110—150) erstrecken sich auf: E. Ranke, Die Kategorien des Lebendigen, die Werke von Dacqué und die charakterologischen Schriften von Ludwig Klages. Außerdem kommen Arbeiten der Philosophen Kremer, Freyer, Kroner, Kolnai, Scheler, Levy-Brühl u. a. zur

Sprache. Eine reiche Zeitschriftenschau und die Neuerscheinungen beschließen das anregende Heft.

In den kulturphilosophischen Strömungen der Gegenwart wird die Zeitschrift ohne Zweifel eine besondere Aufgabe zu erfüllen haben. Ihre Stimme wird sich Beachtung verschaffen, falls sie der Metaphysik des Geistes, als der Seele jeglicher Kulturphilosophie, besondere Berücksichtigung schenken wird.

Bonn-St. Augustin.

Dr. Hubert Kiessler S. V. D.

Festschrift, Edmund Husserl zum 70. Geburtstag gewidmet.

Ergänzungsband zum Jahrbuch der Philosophie und phänomenologischen Forschung. Halle a. d. Saale, 1929, Max Niemeyer, 370 Seiten, geh. *№* 20, geb. *№* 26.

Inhalt: Ammann, Hermann: Zum deutschen Impersonale; Becker, Oskar: Von der Hinfälligkeit des Schönen und der Abenteuerlichkeit des Künstlers. Eine ontologische Untersuchung im ästhetischen Phänomenbereich; Clauß, L. F.: Das Verstehen des sprachlichen Kunstwerks. Ein Streifzug durch Grundfragen der verstehenden Wissenschaften; Heidegger-Martin: Vom Wesen des Grundes; Husserl, Gerhart: Recht und Welt; Ingarden, Roman: Bemerkungen zum Problem „Idealismus-Realismus“; Kaufmann, Fritz: Die Bedeutung der künstlerischen Stimmung; Koyré, Alexandre: Die Gotteslehre Jakob Boehmes. Ein Fragment; Lipps, Hans: Das Urteil; Neumann, Friedrich: Die Sinneinheit des Satzes und das indogermanische Verbum; Stein, Edith: Husserls Phänomenologie und die Philosophie des hl. Thomas von Aquino. Versuch einer Gegenüberstellung; Conrad-Martius, Hedwig: Farben. Ein Kapitel aus der Realontologie.

Diese Husserl-Festschrift ist in mehrfacher Hinsicht interessant; zunächst war für die Anordnung der einzelnen Beiträge nicht ihr Inhalt sondern die alphabetische Reihenfolge der Namen der Verfasser bestimmend. Das brauchte wohl kaum erwähnt zu werden, wenn die einzelnen Beiträge einem einzigen, großen Wissenschaftsgebiet angehörten; da aber Philologen, Aestheten und Phänomenologen resp. Philosophen Beiträge aus ihren speziellen Wissensgebieten gebracht haben, erfordert die Lektüre des Werkes eine stetige Umstellung von einem Wissensgebiet zum andern. Vielleicht liegt dieses Unsystematische wohl begründet im Wesen der Husserlschen Phänomenologie selbst; denn: vergleichen wir die vorliegende Husserl-Festschrift etwa mit der Geysler-Festschrift oder mit der vor einigen Jahren erschienenen Dyroff-Festschrift, dann dürfte, schon rein äußerlich betrachtet, der Unterschied zwischen der Husserlschen Phänomenologie und dem kritischen Realismus neuscholastischer Art klar zu Tage treten, hier bewußt gewollte Systematik, dort Verzicht auf Systematik. Und sehen wir auf den Inhalt der einzelnen Beiträge, die übrigens von sehr ungleichem Wert sind, so dürfte wohl auch hier der Mangel an innerer Geschlossenheit der Schule Husserls erkannt werden. Die Husserl-Festschrift ist also ein

die Phänomenologie des Meisters charakterisierendes Werk; als solches bietet es sich dem Leser, als solches muß es auch aufgenommen und gewürdigt werden. Wer nicht wissen sollte, daß Husserl der Begründer der Philosophie ist, die die Erfüllung der geheimen Sehnsucht aller neuzeitlichen Philosophie ist (wie Husserl selbst sagt), der könnte ob des Inhaltes des vorliegenden Werkes darüber im Zweifel sein, ob Husserl Philologe oder Philosoph sei; denn stünden nicht die Beiträge von Martin Heidegger und Edith Stein in diesem Buche, dann wäre kaum etwas Philosophisches, das Beachtung verdiente und nicht schon durch andere Werke bekannt wäre, hier zu finden. Damit soll nicht gesagt werden, daß die Beiträge von Ammann, Clauß und Neumann keinen Wert besitzen, vielmehr muß hervorgehoben werden, daß diese philologischen Arbeiten weit höheren Wert haben als die Beiträge von Becker, dem es wohl so geht wie einzelnen Neukantianern, die nur sich selbst verstehen und nur von sich selbst verstanden werden können, und von Kaufmann, dessen Theorie von dem Wert der künstlerischen Stimmung doch wenigstens noch verständlich ist. Es bleiben dann noch die an Heidegger orientierte rechtsphilosophische Studie von Gerhart Husserl, die ausgezeichnet ist durch viele Worte und wenig Klarheit, der Beitrag von Ingarden, der sich in seiner Arbeit durch Herausstellen der einzelnen Probleme seines Gegenstandes — Lösungsversuche werden absichtlich nicht gegeben — bemüht, seinem „hochverehrten Lehrer Edmund Husserl“ (diese Worte kehren immer wieder!) ein Denkmal zu setzen, der Beitrag von Alexandre Koyré, der entnommen ist dem großen Werke des Verfassers „La philosophie de Jakob Böhme“ Paris, 1929, der Beitrag von Hans Lipps, dessen Inhalt jedem bekannt ist, der weiß, was die größeren Logiken der letzten 50 Jahre über dieses Problem gebracht haben, und schließlich der Beitrag von Hedwig Conrad-Martius, der bei der Besprechung des bekannten und sehr schätzenswerten Werkes der gelehrten Verfasserin (§§ 251 — 289 der Realontologie) in seiner Bedeutung für die Phänomenologie und Philosophie gewürdigt wurde.

Martin Heideggers Beitrag „Vom Wesen des Grundes“ ist insofern interessant, als er ein Thema aus der Logik nimmt und doch eigentlich Metaphysik bietet. (cf. Heidegger, Martin, *Was ist Metaphysik?* Bonn, 1929!). In Martin Heideggers Denken unterscheiden sich drei verschiedene Grundrichtungen, die zu einer Synthese zusammengeschlossen werden sollen und wollen. Das ist zunächst ein energischer Wille zum diskursiven Denken (Aristoteles), dann ein starkes mystisches Erleben (Meister Eckehard oder Hegel) und schließlich eine freundliche Zuneigung zur Phänomenologie (Husserl). Dazu kommt noch eine weitere Eigentümlichkeit Heideggers, die Zusammenschau des Heterogenen, das sich in einer geschlossenen Einheit bietet. Diese Analyse Heideggerschen Denkens muß einem ganz klar geworden sein, wenn man seine oft unbegreifbar scheinenden Gedankengänge verstehen will. In der vorliegenden Abhandlung kommen diese Eigentümlichkeiten klar zum Ausdruck, weshalb sie vorzüglich ge-

eignet ist, in das Denken Heideggers einzuführen. Die verschiedenen Formen des Satzes vom Grunde werden auf drei Grundformen zurückgeführt, 1) „das Gründen als Stiften; 2) das Gründen als Boden-nehmen; 3) das Gründen als Begründen“. Sodann wird festgestellt, daß das Problem des Grundes sich im Bereich der Transzendenz befindet, die „auf dem Wege einer Analyse des Weltbegriffes als das In-der-Weltsein des Daseins“ bestimmt wird. Und „das Wesen des Grundes ist die transzendental entspringende dreifache Streuung des Gründens in Weltentwurf, Eingenommenheit im Seienden und ontologischer Begründung des Seienden“.

Außerordentlich interessante und wertvolle Perspektiven eröffnet der Beitrag „Husserls Phänomenologie und die Philosophie des hl. Thomas von Aquino“ von Edith Stein. Mit großem Fleiß und sicherem Gefühl für verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Denkern hat die Verfasserin einige Berührungspunkte besonders erkenntnistheoretischer und metaphysischer Natur in Husserls Phänomenologie und in der Philosophie des Aquinaten herausgestellt und auf weitere Probleme hingewiesen, die — wenn Steins Phänomenologie Husserls Phänomenologie wäre — beweisen würden, daß Husserls Phänomenologie doch nichts Neues wäre. So liebenswürdig auch Steins Arbeit ist, und so sehr anerkannt werden muß, daß sich die Verfasserin bemüht, Gegensätze zu überbrücken, so sehr muß auch an der Tatsache festgehalten werden, daß trotz aller Verwandtschaft in einzelnen methodischen Fragen ein grundsätzlicher, wesenhafter Unterschied besteht, der nicht überbrückt werden kann und auch nach dem Willen Husserls nicht überbrückt werden soll. Es bleibt aber Steins dankenswertes Verdienst, einmal grundsätzlich die Arbeit des Vergleiches zwischen Thomas und Husserl geleistet zu haben, woraus die Folgerungen zu ziehen, für die Phänomenologie Husserls wie für die Philosophie überhaupt gleich wertvoll sein dürfte.

H. Fels.

Studien zu Frédéric Ozanam. Von M. Rischke. Köln 1927.

J. P. Bachem, 8^o. 73 S.

Die vorliegende Schrift ist eine von den zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die sich die Görresgesellschaft angelegen sein läßt. Sie ist Ozanam (1813—1853), dem früh verstorbenen Literaturhistoriker der Sorbonne gewidmet.

Im ersten Teile wird die politische Bedeutung Ozanams behandelt. Dabei kommen zur Sprache die Faktoren seiner Entwicklung in den Bildungsjahren und darüber hinaus seine soziale und politische Tätigkeit, wie sie sich zeigt in der Gründung des Vinzenzvereins, der als ein Exponent neukatholischer Bewegung in Frankreich erscheint, seine Mitarbeit an der katholischen Presse, deren Einfluß er weitsichtig erkannt hatte, seine kämpfenden Bemühungen um die Unterrichtsfreiheit der Kirche dem Staate gegenüber, seine entschiedene und klare Stellung innerhalb der katholischen Partei, die voll heiligen Feuers brannte und andere entzündend für die Interessen einer katholischen Nation begeisterte, seine An-

schauungen über Politik und politische Praxis sowie seine sozialen Theorien, die sein offenes und klares Auge für das wirkliche Wesen der sozialen Not zeigen, die primär als eine geistige und sittliche Not und erst sekundär als eine wirtschaftliche und materielle von ihm bezeichnet wird.

Der zweite Teil zeichnet Ozanam als Gelehrten. Sein äußerer Lebensgang wird skizziert und seine wissenschaftliche Richtung gekennzeichnet, indem die Lage der historischen Wissenschaften jener Zeit aufgewiesen, seine historische Methode charakterisiert, die Grundtendenz seiner geschichtlichen Arbeiten und seine Geschichtsphilosophie entwickelt wird und seine Beziehungen zur deutschen Wissenschaft auf dem Hintergrunde der zeitgenössischen französischen Beziehungen zu deutschen Gelehrten dargestellt werden. Ueberdies werden Ozanams eigene wissenschaftliche Arbeiten behandelt. Zunächst seine kleinen Schriften, sodann seine deutschen Studien und seine Arbeiten über Dante. Daran schließt sich eine Würdigung der Bedeutung und Anerkennung Ozanams als Gelehrten. Im Anhang sind drei Briefe Ozanams im Wortlaut beigefügt, von denen einer an Döllinger (1847) und die anderen (1847 und 1852 [?]) an den Philosophen J. Erdmann in Halle gerichtet sind. Ebenso wird R. C. Höflers Schreiben an die Bayerische Akademie der Wissenschaften mitgeteilt, in dem Ozanam ihr als Mitglied vorgeschlagen wird. Ein reiches Quellen- und Literaturverzeichnis bildet den Abschluß.

Diese Arbeit unterscheidet sich von anderen, z. B. H. Auer (Freiburg 1913), die sich auch mit Ozanam beschäftigen, dadurch, daß sie die wissenschaftliche Seite Ozanams ins Auge faßt, während jene vor allem die caritative und sozialpolitische berücksichtigen. Dadurch gewinnt sie neben den anderen Anrecht auf Beachtung. Mit regem Eifer ist das Material aus den französischen Quellenwerken sowie den Zeitschriften und Zeitungen französischer und deutscher Zunge gesammelt und auch die Werke bedeutender Autoren, die sich mit Ozanam und seiner Mitwelt beschäftigt haben, berücksichtigt worden. Ozanam selbst erscheint neben dem Kreise der M. de Staël als einer der bedeutendsten Vermittler deutschen Geistes an das damalige Frankreich, in dessen Hauptstadt ein katholisches Aktionszentrum sich gebildet, das in engen Beziehungen zu dem katholischen Kreise in München stand. Manche wissenschaftliche Einzelheiten über Ozanams Beziehungen zu führenden und irrenden Geistern jener Periode kommen zur Sprache, so zu Lacordaire, Lamennais, Montalembert, Alexis de Toqueville u. a. So ist es, im ganzen gesehen, eine treffliche Charakterisierung Ozanams, der nicht bloß als eine ethisch hochstehende und überragende Persönlichkeit erscheint, sondern auch als ein wissenschaftlich interessierter Geist voll Regsamkeit und Tiefblick bezeichnet werden muß, der als akademischer Lehrer seinen Hörern neben der Hochschätzung und Hingabe an die Wissenschaft eine tatenfrohe Begeisterung für die Hochziele der Religion einzuflößen wußte.

St. Augustin bei Bonn.

Dr. H. Kiessler SVD.